

Philosoph. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft.

38. Band. 4. Heft.

Ueber Phänomenologie und Abstraktion.

Von Siegfried Behn.

(Vortrag, gehalten auf der Tagung der Görres-Gesellschaft zu Trier 1925.)

Die Philosophie durchforscht unvergängliche Probleme. Im Laufe der Geschichte aber fällt die Aufmerksamkeit mit wechselndem Lichte bald auf diesen, bald auf jenen Problembereich. In diesem Sinne gibt es Zeitfragen auch für die Philosophie. Davon bewegen unsere Gegenwart am meisten die Probleme der sogenannten Phänomenologie und der Werteinsicht. Das liegt zu einem Teil daran, dass die bedeutendsten Gründe für und wider heute zu diesen Fragen vorgebracht werden, — zum andern daran, dass Träger einer Sonderart von Phänomenologie durch ihr Gebaren persönliche Leidenschaften entzündet haben. Gründe sind der Philosophie und ihrer Besonnenheit wesentlich, Leidenschaften zufällig. Reden wir von den Gründen, da Leidenschaften weder für noch gegen beweisen.

Das umständliche und wenig glücklich gewählte Wort Phänomenologie ist im Laufe der Jahre dunkel und vieldeutig geworden, — ein Schicksals-Mal, welches die philosophische Anarchie der Vergangenheit fast jeder höherwertigen Begriffsmünze aufgebrannt hat. Seit Demokrit bis auf die Tage der Hochscholastik waren die *Phainomena* (*apparentia*) die Tatsachen, die wohlbeobachteten, Wirklichkeiten eignen wengleich nicht höchsten Ranges. Es waren die Dinge, nur wie sie uns erscheinen, aber doch eben die Dinge. Kant zog die Dinge hinter den Phänomenen weg und liess einen leeren Schleier übrig. Hegel liess in seiner Phänomenologie (ganz anderen Stils) den Weltgeist in proteischen Gestalten über die Erde wandeln und sofern erscheinen.

In unseren Läufen fing Husserl jedenfalls ganz wo anders an, als wo Scheler aufhört; und doch gelten sie der Gegenwart beide als Phänomenologien. Es leuchtet dem Kundigen ohne weiteres ein, dass die Zeitfrage nach Phänomenologie und Abstraktion (eine Teilfrage nur) in einem Vortrag nicht erschöpfend gelöst werden kann. Es können nur die Richtungen der Wege skizziert werden, wo die Entscheidung zu suchen ist.

Husserl ging aus von der Armut der Worte und dem Reichtum der Begriffe. Er gedachte (nicht als erster) jener Vieldeutigkeit der Worte. Er begann ein verdienstvolles Werk der Klärung. Dabei erhellte ihm, dass die Bedeutung eines Urteils nicht identisch ist mit dem psychischen Inhalt eines (von irgendjemand und irgendwann) vollzogenen Urteilsaktes, sondern

dass Sinn und Bedeutung eines Urteils erschaut werden in ihrer Geltung unabhängig von jedwedem Vollzug. Der Satz des Pythagoras gilt, ob seiner jemand gedenke oder nicht. Um ihn in seiner reinen Geltung selbstgegeben zu schauen, muss man die Gelegenheiten des Vollzugs einklammern und auf das Wesen des Satzes blicken. So gewiss es einen solchen Hinblick gibt, so sehr ist es fraglich, ob in solchem Falle eine Intuition geschehe, fremd sonstigem diskursiven Verfahren. Jene Einklammerung irgendeines Urteilenden ist eine Abstraktion, nur eine Abstraktion von seltener und kühnerer Art. Der Satz des Pythagoras gilt, ob jemand seiner gedenke oder nicht. Allein der vollumfängliche Sinn aller Geltung ist dennoch der, dass etwas für einen beliebigen Geist gelte. Wäre die Welt ohne jedweden Geist, dann würden auch keine Sätze darin gelten. Gegen solchen Satz würden sich manche Phänomenologen empören, aber doch nur, weil sie vermeinen, dass man dann die Geltung wieder psychologisiere. Das können sie nur glauben, weil sie verkennen, dass sie noch von etwas anderem abstrahiert haben, nämlich vom Seinsfundamente zur Geltung. Der Satz des Pythagoras (meinetwegen in der Formel $c^2 = a^2 + b^2$) ist fundiert auf das rechtwinklige Dreieck selbst, und dies ist auch kein psychischer Inhalt, sondern ein ideales Gebilde. Nun führen zur Erkenntnis des Satzes von der Relation jener drei Quadrate eine Fülle diskursiver Operationen, teils spezifisch konstruktiver Art, teils logischer Struktur, nämlich unverkennbare deduktive Schlüsse. Es lässt sich nachweisen, dass die meist allein aufgezeichneten Formeln sowohl dem Gefüge der sinnreichen Urteile und Schlüsse als auch den seinsfundamentalen Verhältnissen der Grössen zueinander (in zwiefacher Richtung also) zugeordnet sind. Insbesondere in dem angeführten Beispielfalle müssen beweisklärende Hilfskonstruktionen (die euklidischen Diagonalen) angewandt werden; oder man wird zu der wesentlichen Einsicht in die entscheidende Gleichung eben nicht gelangen. Deshalb wehren sich auch philosophisch unterrichtete Mathematiker (Study, Gerhards) gegen die Wesenschau. Was sie zugeben, ist die Endübersicht über den Beweis als gesamtes Urteilsgefüge, Husserls kategorische Anschauung, den augustinischen *conspectus*. Allein damit ist die Diskursivität der logischen Erkenntnisoperationen sowenig getilgt wie die Diskursivität der mathematisch-konstruktiven Operationen, und man bedarf nicht bei jedem solchen Akte einer besonderen Wesenschau. So bedeutend also in diesen Zusammenhängen auch Husserls Kritik des Psychologismus ist, — seine Einklammerungen sind Abstraktionen. Es ist schön und gut zu sagen, dass jeder Ernsthafte den objektiven Sinn z. B. mathematischer Sätze zu erfassen suchen möge, unbeirrt durch die Flausen und Launen der subjektiven Perzeption. Darüber darf man nicht vergessen, dass (mindestens für uns endliche Geister) der Sinn des erkannten Urteils nur kraft des diskursiven Beweises erarbeitet wird. Der anfangs erfasste Sinn der Behauptung steht doch zunächst nur als Annahme da, die vorbehaltlos

gelten zu lassen niemand gesonnen ist. Und dies, obschon ihr Sinn durchaus verstanden wird. Erst der diskursive Beweis erzwingt vorbehaltlose Anerkennung, der gegenüber ein subjektives Sträuben der Eitelkeit oder der Enttäuschung nichtig bliebe. Man muss sich also hüten, im Falle der Mathematik den Begriff der Wesenschau sehr weit zu fassen. Dennoch gibt es gerade in der Geometrie Akte der Wesenschau, die unentbehrlich und von höchster Wichtigkeit sind. Es gibt nämlich keinerlei logische oder konstruktive Nötigung, die euklidischen Diagonalen zu ziehen. Man kann den Beweis auch notfalls anders (umständlicher) führen. Es steht frei, gerade diese Hilfslinie zu ziehen. Eine Nachprüfung zeigt leicht, dass so die eleganteste (kürzeste, übersichtlichste) Beweisführung gerät. Ein solcher Akt der Intuition führt z. B. auf logischem Gebiet zur Auswahl der besten Definition unter mehreren möglichen, der angemessensten Mittelbegriffe für einen Syllogismus, wo kein logischer Zwang nur einen möglichen übrigliesse. An solchen Angriffspunkten sollte die „Phänomenologie“ ansetzen. Man sieht aus diesem Beispiel, dass diese Methode gewinnt, je schärfer man sie ausbildet. Man darf nicht ihre Grenzen erweiternd verschwimmen lassen: man sollte sie enger ziehen.

Phänomenologen haben sich wie Husserl mit Sinn und Bedeutung befasst. Einen weiteren Schritt tut Geiger, der Empfindungen (von Intellekt und Willen unabhängige Gegebenheit) wesenschauend unter ihr Gesetz beugen will. Bereitwillig erkennt er Induktionen und Deduktionen an, will aber der Wesenschau ein eigenes Feld abgrenzen. Ein Kennzeichen der phänomenologischen Intuition ist ihm die plötzliche und vollständige Evidenz der Einsicht. Schlagend dünkt ihn folgendes Beispiel: Wenn ich nur einmal (gleichviel bei welcher Gelegenheit) nebeneinander Gelb, Orange, Rot erblicke, dann leuchtet mir evident und erschöpfend auf einmal ein, dass Orange zwischen Gelb und Rot liegt, als Farbqualität nach seinem Wesen. Mir leuchtet (nach Geiger) sofort und unmittelbar ein, dass dies von jederlei Rot, Orange, Gelb gelten muss, gleichgültig wo und wann sie wirklich da sind. Es kann das Orange eines Löschpapiers, einer Abendwolke, eines Traums sein. Die wesentliche Relation ändert sich nicht.

Diese Geigersche Erweiterung ist recht bedenklich. Wenig verwunderlich ist, wenn die farbengeometrische Relation am erstbeliebigen Beispiel sofort wahrgenommen wird. Damit eine Zwischen-Relation auftrete, sind mindestens drei Relationsglieder notwendig. Hier liegt der einfachste Fall vor. Ein Schritt genügt zur Erkenntnis: dieses Orange liegt zwischen diesem Gelb und diesem Rot. Darin liegt nichts, weder vom Wesen noch von irgendeinem andern Vorkommen des Orange. Ein weiterer Schritt bringt zu der Einsicht, dass ein nämliches für alle ebensolchen Farben gilt. Das lässt sich mittels des Axioms aller strengen Induktion a priori ermitteln. Es ist das ein logischer Akt, auf den man die Prädikate plötzlich und erschöpfend nicht anwenden kann; denn er enthält mehrere

Schritte und macht die Verifikation an einem zweitbeliebigen Beispiel nicht unerwünscht. Diese logische Einsicht steckt aber durchaus nicht unmittelbar in der ersten Relationswahrnehmung, und sie gilt auch schon, ohne dass man sich das Wesen der Farbe veranschaulicht; so erwünscht und praktisch es auch wäre, des Abendrots und der Träume zu gedenken.

Die Einklammerung der wirklichen Fälle ist hier wiederum nichts als eine Abstraktion, nur von besonderer Art. Das kann nur den wundern, welcher Abstraktionen nur da sieht, wo Akzidenzien von einer Substanz logisch getilgt werden. Hier verharret die Eigenschaft, und die Träger darunter wechseln; sie werden umschichtig getilgt, nicht mitgedacht. Das ist so wenig verwehrt wie bei jener Abstraktion, wo man des Sinnes gedenkt und des Geistes logisch vergisst. Schwierigere und gespanntere Abstraktionen sind das, aber doch eben Abstraktionen.

Schliesslich bleibt der von den Phänomenologen verwendete Begriff des Wesens reichlich vieldeutig. Wesen ist ihnen, was gemeinsam bleibt in allen denkbaren Gebilden, aus denen man es erschauen kann. Einem beliebigen Dreieck sieht man an, was für sie alle gilt, so meint er wohl. Man vergisst hierbei, dass die Beliebigkeit des Dreiecks durch mehrere diskursive Vorbeugungsmaßregeln gewährleistet werden muss. Gerade in der Geometrie lässt sich streng ausmachen, welche Gestalten die Intention eines allgemeinen Begriffs, welche die eines besonderen erfüllen. Um die Beliebigkeit eines Dreiecks zu gewährleisten, muss zuvor verhütet werden, dass es gleichseitig oder gleichschenkelig oder rechtwinklig sei. Es können in sehr vielen Dreiecken gewisse Bestimmtheiten wiederkehren, sie können an ihnen erschaut werden, ohne dass sie mithin zu wesentlichen Eigenschaften daran würden. Wenn noch so viele Dreiecke einen Winkel von 23° haben, so ist damit kein Wesensgesetz dieser Gruppe hervorgehoben. Es lässt sich nicht beweisen, warum er ihnen notwendig zukommt. Es ist das willkürlich so gesetzt worden. Dass dagegen die drei Höhen sich in einem Punkte schneiden, ist aller Dreiecke wesentliche Eigenschaft. Das kann aber niemand mit intuitiver Evidenz erschauen, er muss es diskursiv beweisen mit mehr als einem Schritte.

Jedenfalls gibt es also eine rationale Wesensermittlung mittels der Abstraktion, die nur an einzelnen Punkten des Beweisganges durch Schau unterstützt wird (euklidische Diagonalen).

Mit Vorliebe verwechseln manche Phänomenologen Naturgesetz und Wesensgesetz und konstruieren wohl gar mit Schellingianischer Hybris eine Axiomatik von vermeinten Wesensgesetzen, die ein jeder Naturforscher a priori anerkennen soll. Dessen weigert sich jener ganz entschieden. Manches erscheint dem Phänomenologen als ein Wesensgesetz, was nur eine Beschreibung des häufigen und wahrscheinlichen Falles ist. So verweist A. Müller auf jenen Phänomenologen, der es für ein Wesensgesetz hält, dass mindestens eine Seite eines dreidimensionalen Körpers unsicht-

bar sein müsse. Und doch gilt dies ersichtlich nur unter der idealen Voraussetzung einer stets geradlinigen Fortsetzung des Lichtes, welche so im Mittel der Luft niemals verwirklicht wird. Im Gegenteil lassen sich krummlinige Lichtbahnen ersinnen, kraft derer die sämtlichen Seiten eines Körpers sichtbar werden. Das Bild, wie es sich bei geradliniger Fortpflanzung ergibt, wird aber wissenschaftlich keineswegs durch einmalige und evidente Wesenschau ermittelt, sondern es entspringt der Mathematik und den Beweisgängen der darstellenden Geometrie. Nicht immer das Allgemeine ermittelt also echte Wesenschau, sondern vielmehr oftmals das unableitbar Einmalige, ein unbewiesenes, aber entscheidendes Dieses (*τόδε τι*). Sobald es darauf ankommt, hat auch Geiger seine sehr entschiedenen Verdienste. So weist er z. B. darauf hin, dass es Gefühlstöne gibt, welche schöne Gebilde umleuchten: ernste Musik, heitere Landschaft.

So kommt die merkwürdige Auswirkung der phänomenologischen Methode zustande, dass oftmals nicht über das gemeinsame Wesen, sondern über eine entscheidende und schwerwiegende Ausnahme Licht verbreitet wird. Solche Ausnahmen erkennen, heisst oftmals eine unzulängliche Hypothese aufheben. Husserl arbeitet in straffem Fortschritt der Gedanken meist polemisch gegen solche allzu eingewurzelte und unzulänglich nachgeprüfte Hypothesen. Seit Protagoras vereinfacht man sich das Weltbild mittels der Subjektivität der Sinnesqualitäten. Husserl weist darauf hin, dass eine Farbe primär aussenweltlich und jedenfalls niemals innerweltlich selbst gegeben erschaut wird. Um eine solche wichtige Ausnahme zu erspüren, genügt aber (auch nach der klassischen Logik) eine einzige gute Beobachtung.

Es ist nicht zu verkennen, dass gerade an diesem Punkte Gefahr droht und wirkt, den Begriff der Phänomenologie weiter zu verschieben und verschwimmen zu lassen. Die Lust an der Musik statt im Hörer zu entdecken ist schliesslich schon Psychologenwerk, insonderheit wenn man unter einem Psychologen jemanden versteht, der sich die Heimlichkeiten und Seltenheiten der Seele verdeutlicht. Da manche Psychologen diese Aufgabe versäumten, siedelten sich Phänomenologen auf dieser Domäne an, geborene Psychosophen, wenn der Ausdruck verstattet ist (unter ihnen Max Scheler). Was sich nun phänomenologische Intuition nennt, das ist im Grunde (wenns gelingt) die geniale, d. h. die kombinationspürende Intuition. Sie kann nicht eigentlich Schule machen und gelernt werden. Je klarer und selbstbeherrschter die psychosophische Persönlichkeit gedeiht, um so wirksamer wird ihr Licht schliesslich auch Früchte auf dem bescheidenen wissenschaftlichen Felde zeitigen. Dabei schliesst die Genialität die kühlere wissenschaftliche Nachprüfung und Ergänzung keineswegs aus. Ein typisches Beispiel in diesem Zusammenhange ist die Schelersche Gefühlspsychologie (wohl seine beste Leistung). Hatte die moderne Oberflächenpsychologie im Gefühl lediglich Zuständlichkeiten gesehen, so weist Scheler für die

tieferen und kernhafteren Gefühle ein intentionales Moment nach (eine Richtung auf etwas): Liebe zu, Hass gegen, Freude an, Neid wegen. Damit ist gewiss eine leichtherzige Einseitigkeit der nurmodernen Psychologie überwunden. Und dennoch ist der Gedanke nicht zu Ende gedacht. Die Gefühlsintention wird von Scheler voreilig der theoretischen Intention angeglichen (deren psychisches Fundament sie freilich sein oder werden kann). So soll sie alsdann Werte erfüllen, was sie aus sich heraus niemals leisten kann. Das erhellt in dem Augenblick, wo man einsieht, dass die zielende Komponente im Gefühl eine volitionale Richtung ist. Hass erfüllt z. B. nicht den Unwert des Gegners, sondern will ihn töten (oder im Volksmunde gesprochen: er will ihm was. *Vous m'en voulez* sagt das Französische noch treffender). Hier empfiehlt es sich sehr, Schelers Psychosophie durch diejenige des Johannes von Salisbury zu vertiefen.

Unvermerkt hat sich so der Sinn der phänomenologischen Schau fortwährend verwandelt. Erst ist Schau geklärte Selbstdarstellung von Bedeutungen, dann Einsicht in ideale Gebilde, dann gute Beobachtung einfacher Relationen (*vi aestimativa*), dann *ars inveniendi*, dann geniale Kombination. Es fehlt nur noch, dass sich die sogenannte Wesenschau vom Wesen fort auf Wirklichkeiten richtet, und wir stehen bei der gnostischen Intuition. Scheler, der schon in früheren Schriften zaghaft diese letztmögliche Wendung anstrebte (Vernunftschau in den Stall zu Bethlehem), hat sich in seiner neuesten Broschüre offen dazu bekannt. Man tut wohl daran, die Neognosis dem unvermeidlichen Geschick des romantischen Schellingianismus zu überlassen, da eine noch so grossartige Phantasmagorie kaum mehr ein Gegenstand des Beweisens noch einer des Widerlegens sein kann. Man widerlegt ja auch nicht die Aphrodite von Melos; man verzichtet nur darauf, sie anzubeten.

Kein Besonnener wird sonach versuchen, irgendeine Gesamtwissenschaft auf reine Wesenschau zu gründen, weder die Optik noch die Psychologie (um gewählter Beispiele zu gedenken). Er wird aber auch nicht verkennen, dass die Einsicht in die Fruchtbarkeit und Wichtigkeit gewisser seltener Kombinationen (unter sehr vielen möglichen, aber unwichtigen) eine unentbehrliche intuitive Tat bleibt. Eine solche Einsicht, kraft deren sich konstruieren lässt, ist z. B. die Einsicht, dass man die magnetischen induzierten Ströme zur Verstärkung des induzierenden Magneten nach dem sogenannten Dynamoprinzip mitverwenden darf. Man könnte sogar durch Zufall oder durch Probieren auf solche Kombinationen verfallen. Hinzu kommen muss dennoch die Einsicht, dass hier eine entscheidende und vielfach fruchtbare Kombination gelungen ist. Man kann es nicht lehren, so etwas wie das Dynamoprinzip zu entdecken, trotzdem man die entdeckte Konstruktion alsbald in ein System diskursiver Akte einbettet.

Von grosser Wichtigkeit wird die Wesenschau innerhalb des Rechtslebens. Die Rechtsnorm steht, während das Leben fliesst, sie ändert sich

langsam, je nachdem grundstürzende Zustandsänderungen Norm fordern. Das Leben liefert allerhand unvorhersehbare unableitbare Fälle, aus denen nun zu entnehmen, was relevant ist für die Rechtsfindung. Hierbei müssen manche Hilfskonstruktionen gemacht werden, z. B. um zu ermitteln, was jemand pflichtgemäss hätte wissen müssen. Dazu ist es notwendig, Idealgestalten mit anschaulichen Einzelzügen zu entwerfen, den ehrbaren Kaufmann z. B. Hierzu ist es allererst notwendig, einzusehen, welche Züge einer solchen Gestalt wesentlich sind, damit man sie überhaupt herausheben könne. Der praktische Richter hat jederzeit Ideale vor Augen, die nicht rein rational durchkonstruiert werden können. Ein gleiches gilt für die plastischen Ideale der Ethik, die auf Grund der sittlichen Normen gestaltet werden. Der rational erkannten Norm kann auf mannigfache Weise nachgelebt werden. Die jeweilige Lösung der Persönlichkeit ist individuell und einzig. Je ernster und lebhafter aber eine Persönlichkeit der ethischen Norm nachwirkt, um so vorhersehbarer wird ihre Tat, um so deutlicher wird sie vergleichbar andern, die ihres Wesens sind. Dabei erhellt die Einsicht, wieso Franziskus ein Prototypus des Heiligen, Sokrates ein Prototypus des Weisen ist. Hingegen wäre es unvorsichtig, die Ableitung von Grundbegriffen des Rechts preisgeben zu wollen zugunsten einer Wesensintuition. In einem Versprechen setzt eine Persönlichkeit sich selbst für ihre Absicht zum Pfande: sie erklärt damit, dass nicht eine vorübergehende Laune, sondern ein überlegter und besonnener Kern-Vorsatz sie determinieren werde. Psychische Schwankungen alterieren die Geltung eines Versprechens nicht. Keine Macht des Vertragsgegners vermehrt darum die (absolute) Verpflichtung des Gelobenden. Dass aber dies unter Versprechen zu verstehen sei, ist nicht Ergebnis einer einaktigen Wesenschau, sondern einer regelrechten Definition.

Besonders überschwänglich und gnostisch gebärdet sich die uferlos gewordene Phänomenologie angesichts des Problems der Werte. Es ist im Rahmen dieses Vortrags ebensowenig möglich, das Problem der Werte zu erschöpfen wie die Grenzen der Phänomenologie zu ziehen. Dagegen sei einmal darauf hingewiesen, dass der Begriff des Wertes nicht primärkategorial sein kann. Er verdankt das Sein ganz eigentümlich gelagerten Abstraktionen, von denen hier einige dargetan werden mögen. Und zwar wird es geraten sein, in diese nüchternere Betrachtung einmal die relativen und wirtschaftlichen Werte miteinzubeziehen, - denen gegenüber die Neognostik gern spröde und vornehm tut.

Das Wortzeichen Wert ist von den jüngsten Theorien ungebührlich überlastet worden. Alles was gilt, alles was sein sollte, alles was wirksam normiert, heisst Wert. Statt verständigerweise zu zeigen, dass Wahrheit, Gut und Schönheit Wert haben, übertreibt man dahin, dass sie Werte seien. Ein Urteil ist wahr, wenn es seinen Gegenstand regelrecht, richtig und zutreffend bedeutet; ebendadurch ist es wahr. Es ist aber nicht wahr,

dadurch, dass es ein Wert ist, es gilt nicht, weil es wert ist; sondern es ist wertvoll, eben weil es wahr ist. Gott ist das höchste Gut und hat den höchsten Wert. Anders zu reden ist sprachwidrig und vergewaltigt den vernünftigen Sinn der Worte.

Außerhalb des Bannkreises der Ueberschwänglichkeit spricht man in der Mathematik von Werten. Wo denn? Wo eine Grösse, gemeint von einem allgemeinen algebraischen Begriff, näher bestimmt wird zu einer Grösse, gemeint von einem besonderen arithmetischen Begriff. Man gibt mehr oder weniger für ein x . Wovon hängt nun der bestimmte Wert für x ab? Offenbar von dem algebraischen Gefüge, innerhalb dessen x vorkommt. Dass $x = 10,714$ ist, das kann niemals eine Eigenschaft des x sein, sondern es ist eine Zukommenheit von x innerhalb eines bestimmten Sachverhaltskreises. Der Wert von x beruht auf dem Bestande des idealen Sachverhaltskreises (Grössenverhaltenskreises), dem x eingegliedert ist. Es ist keine primäre Eigenschaft, die x an sich zukommt, es ist keine sekundäre Eigenschaft, die x zukommt, sofern er von einem Geist betrachtet wird; es ist eine tertiäre Eigenschaft, die x zukommt, sofern es und nur sofern es in einem bestehenden Sachverhaltskreise steht. Dann muss man ihm den Wert verleihen, der auf dem Größenverhaltenskreise, dem geschlossenen beruht. Aus diesem geschlossenen Kreise heraus kann man den Wert abstrahieren.

Die nämliche komplizierte Lage ergibt sich für den Geldeswert: nur dass verständlicherweise der geschlossene Sachverhaltskreis andere Glieder enthält. Welche Glieder gehören mindestens in diesen Kreis? Einmal das Bedürfnis. Bei gleicher Seltenheit und gleichleichter Greifbarkeit wird der Wert einer Ware steigen, also auch der Wert des Geldes, sofern es eine Ware ist. Je dringender jemand des Geldes bedarf, um so höhere Zinsen wird er notfalls dafür bewilligen. Doch ist dies nur ein Kreisglied. Ist eine Ware unbegrenzt häufig, so wird niemand Geld für sie bieten. Wachsen auf allen Bäumen Bananen, so würde ein noch so Hungriger sie greifen, statt sie zu bezahlen. Greifbarkeit vermindert Seltenheit. Jedenfalls bedingt der Sachverhalt, dass eine Ware begehrt wird (als Mittel zu einem Ziel) und dass eine Ware einen Seltenheitsgrad hat, ihren Geldwert. Man ist gewohnt, den Vollwert des Goldes auf seine Haltbarkeit, seine Handlichkeit, seine Materialschönheit zu gründen, man vergisst nicht, seine Seltenheit zu erwähnen und sie gegebenenfalls künstlich zu erhöhen. Man vergisst aber leicht, dass niemand ihm Wirtschaftswert verleihen muss, der sein nicht bedarf. Es hat das Geld somit nur einen relativen Wert. Man vergisst ferner, dass es diesen Wert verliert, wenn es als Münze nicht rollen kann. Auf diesem Sachverhalt beruht der Wirtschaftswert der Goldmünze, den ihm die meisten Menschen verleihen. Der Wirtschaftswert des Goldes ist aus seinem Zwecke ableitbar, aus seinem Sachverhaltskreise heraus zu abstrahieren.

Über all den überschwänglichen Versuchen, Werte zu erschauen und zu erfühlen, versäumt man leicht die besonnene und diskursive Nachprüfung, die schliesslich die endgültige Werteinsicht erst festigt und eine befriedigende Ueberzeugung gewährleistet. Auch die absoluten Werte haben ihre Sachverhaltskreise, auf denen sie beruhen. Da in sie die Persönlichkeit eingeschlossen ist, die Entelechie, kann man diese Werte nicht verleihen, sondern man muss sie darauf beruhen lassen, d. h. ungeschmälert anerkennen. Mit diesen Andeutungen muss mein Vortrag sich begnügen. Die Grenzen der Phänomenologie und die Akte der Werteinsicht wäre die Ueberschrift eines Buches, das noch geschrieben werden sollte ¹⁾.

¹⁾ An den soeben mitgeteilten Vortrag schloss sich eine fruchtbare Diskussion an. Es sei mir vergönnt, ihrer mit wenigen und dankbaren Worten an dieser Stelle zu gedenken. Der allverehrte Prälat Dr. Mausbach hob zwei Punkte hervor. Das Gold, so merkte er an, hat wegen seiner Treue, seines Glanzes, seiner Echtheit und Schönheit einen natürlichen Wert. Keine Schwankung der Wirtschaftslage kann ihm diesen Wert rauben. Das Brot als das gesundeste, kräftigendste Nahrungsmittel mit dem würzigen Brodem der Erde bleibt trotz seiner Billigkeit das ehrwürdige Nahrungsmittel. — Dem Vortragenden lag es fern, diese Sätze irgendwie zu bestreiten. Im Gegenteil, er ist von ihrer Geltung überzeugt. Er hatte ja mit methodischer Absicht und schroffer Abstraktion den relativen Marktwert isoliert. Er hatte so getan, weil viele Wert-Phänomenologen dies so wenig tun. Mausbach gedachte des Vollwertes dieser Güter, der Vortragende nur ihres gängigen Marktwertes. Und da gilt ohne irgendwelche Kontradiktion gegen die *perfectio essendi*, dass der Schmuck- und Schönheitswert des Goldes fortbestehen würde, — auch dann noch, wenn ein Welt-Clearinghouse jede bare Münze überflüssig machen würde. Es gilt auch, dass der Marktwert des Brotes auf Null sinken würde, wenn es uns ein Schlaraffenland jeden Morgen in den Schoß fallen liesse, wenn es absolut unselten wäre. — Ferner wies der hervorragende Werttheoretiker auf einen Akt von intuitiver Sinnerfassung hin, der einen Begriff von Gott aufbaut, ehe der Beweis vom Dasein auch nur angetreten worden ist. Der Vortragende erinnerte daran, dass er, ohne eines so ehrfurchtgebietenden Gegenstandes zu gedenken, die Behauptung des mathematischen Urteils zitiert habe. Den Sinn der Behauptung vergegenwärtigt sich der Forscher auch, ehe er sich durch den Beweis überzeugt hat, dass sie notwendig gelte. Die Vertiefung des Verständnisses aber ist ohne diskursive Akte nicht zu gewinnen. — Engert unterstrich die Bedeutung intuitiv-produktiver Akte für die Konstitution bestimmter Ideale nach dem Prototypus der Mathematik und wies nach, dass dabei „Phänomenologie“ durch scharfe Grenzbestimmungen nur zu gewinnen hat. — Dyroff erwiderte ihm, dass Husserl auch evidente Einsichten gegenüber realen Objekten behauptete. Diese können aber nur gelten, wo ein solches Objekt einem idealen streng vergleichbar ist. Da dieses niemals ganz sicher ist, muss die gute und nachgeprüfte Beobachtung verifizieren. Es ist auch Husserl gelegentlich widerfahren, dass er den *conspectus* gewohnter und mechanisierter Diskursiv-Ein-